



Mission: Wie es war und wie es ist

Eine ganz kurze Geschichte der Mission

„Lass mich in Ruhe mit deiner Mission“, sagte mir ein Kollege. „Im Namen der christlichen Mission sind schreckliche Dinge passiert.“

Recht hat er, der Kollege, aber soll ich ihn in Ruhe lassen? Ich gebe auch sonst Überzeugungen, die mir wichtig sind, nicht auf, weil sie in der Umsetzung oft scheitern. Soll ich etwa die Hoffnung auf eine friedlichere Welt preisgeben, weil es immer noch Kriege gibt?

An der Mission scheiden sich die Geister. Für die einen gehört sie zu den „größten Erfolgen der neueren Kirchengeschichte“, für andere ist Mission nichts anderes als Ausdruck westlicher Arroganz mit verheerenden Folgen für fremde Völker und Kulturen. Für beide Positionen gibt es schlagkräftige Argumente. Der eine fragt mit Recht, was wohl aus dem Christentum ohne Mission geworden wäre, der andere findet in der Mission unbestreitbare Beweise für eine „Kriminalgeschichte des Christentums“. In der Tat, in der Mission gibt es beides, Segen und Fluch. Können wir beide gegeneinander aufrechnen? Das Ergebnis, so vermute ich, wird mehr über den Autor als über die Sache aussagen.

„Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden“, sagt Sören Kierkegaard. Geschichte ist wichtig. Sie ist das Lernfeld für die Gegenwart. Die christliche Mission, so behaupte ich, hat aus ihrer Geschichte gelernt. Sie hat ihre Theologie am biblischen Verständnis von Mission überprüft und in ihrer Praxis manche Verirrung früherer Jahre korrigiert. Mission ist heute nicht mehr dasselbe wie einst.

Wir können und dürfen unserer Geschichte nicht entfliehen, aber wir brauchen nicht auf die Vergangenheit fixiert zu bleiben. Maßstab für jede Mission ist, was sie biblisch-theologisch sein soll. Irrwege gibt es auch heute. Es ist aber ein Gebot der Fairness, unsere Vorstellungen und Bilder von Mission an dem zu messen, was sie heute ist und nicht an dem, was sie war. Mission braucht und verdient ein neues „Image“.

Im Folgenden machen wir einen kurzen Gang durch die Geschichte der neueren evangelischen Mission. Wir skizzieren einige Anschauungen unserer „Väter und Mütter“. Wir tun das in großem Respekt vor ihrem selbstlosen Einsatz und vor ihrer Leistung, aber nicht ohne Kritik. Es soll deutlich werden, wie sehr sich das Verständnis und die Praxis von Mission im Laufe der Geschichte verändert haben.

Der Anfang: Kolonialmission

Die neuere protestantische Missionsbewegung beginnt nicht mit einem feierlichen Beschluss einer Kirchenleitung und auch nicht auf Initiative von frommen Missionsleuten. Sie beginnt mit dem schlechten Gewissen eines Königs. Friedrich IV, König von Dänemark, war ein Lebemann und alles andere als ein königliches Vorbild. In einem Anflug von Reue greift er die Idee seines Hofpredigers auf, unter den Heiden zu „missionieren“. Ein gutes Werk. Gott wird's vergelten, denkt er.

1706 landen die ersten beiden Missionare in einer dänischen Kolonie im Süden Indiens. Sie sind Schüler von A.H. Francke, dem lutherischen Pietisten in Halle. Von ihm erhalten sie die größte Unterstützung. Die offizielle Missionsleitung sitzt aber in Kopenhagen. Die erste evangelische Mission am Anfang des 18. Jahrhunderts ist zwar nicht mit der blutigen Conquista früherer Jahrhunderte zu vergleichen, aber sie ist auch Kolonialmission.

Die treibende Kraft: Pietismus

„Wer ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert und nach demselben auch ein heilig Leben führt“, sagt P.J. Spener. Die Kolonisten haben jedoch wenig Interesse an Gottes Wort und noch weniger an einem heiligen Leben. Die Missionare sind nicht willkommen. Der Zusammenstoß ist vorprogrammiert. Die Mission steht kurz vor dem Scheitern.

Kennzeichen der alten Missionare sind Ausdauer und Sendungsbewußtsein. Sie erdulden die Feindschaft ihrer „Schutzpatronen“ und wenden sich den „Eingeborenen“ zu. Sie lernen ihre Sprache und erzählen von Jesus, dem Heiland. Sie haben keine besondere Strategie oder Missionsmethode, aber ein starkes Motiv: „Seelen retten für das Lamm“. Bekehrung bleibt das unbestrittene Ziel. Dennoch erinnert schon A.H. Francke seine Missionare daran, dass sich die Liebe Jesu nicht nur an der Sorge um die Seele, sondern auch im Dienst am Nächsten erweist. Der in den Franckeschen Stiftungen praktizierte Geist der Barmherzigkeit zieht mit hinaus aufs „Missionsfeld“.

Die Missionare kommen mit einer schlichten Theologie. Sie kennt nur Schwarz und Weiß. Hier Irrtum und Aberglaube, dort Wahrheit und echte Gotteserkenntnis. Die einfachen Leute lassen sich das gefallen. Sie sind die ersten, die die „neue Wahrheit“ aufnehmen. Die Gebildeten weisen den Anspruch zurück. Ihr Widerstand veranlasst die Missionare, die heiligen Schriften der Hindus zu studieren. Zum Missfallen der Heimatleitung werden sie nicht nur Pioniere des Reiches Gottes, sondern auch der Orientalistik.

Die Missionare kommen mit ihrem Evangelium in pietistisch-lutherischem Gewand. Sie predigen wie in Halle. Ihre Gottesdienste feiern sie nach der Liturgie der dänischen Kirche. Aber hier gibt es auch Katholiken, Anglikaner und Reformierte. Haben sie nicht dasselbe Ziel? Die gemeinsame Herausforderung legt eine Kooperation nahe, die in der „Heimat“ wiederum auf Missfallen stößt. Aber schon N.L. Zinzendorf, ebenfalls Schüler von A.H. Francke, gibt seinen Missionaren den Rat, „nicht mit der Herrnhuter Elle zu messen“. Er weiß, dass das Evangelium in unterschiedlichen Situationen eine neue Gestalt finden muss. Auch eine zweite Lektion hat er schon gelernt: Mission und Kolonialismus vertragen sich nicht. Trägerin der Mission ist die Gemeinde der Erweckten und nicht eine koloniale Obrigkeit. Jeder, der den Ruf Gottes spürt, kann ein „Sendbote“ sein. Ein Missionar braucht weder eine kirchliche noch eine staatliche Autorisierung. Die Herrnhuter Pietisten „erfinden“ die



Laienmission, die politisch unabhängig und überkonfessionell arbeiten will.

Niedergang und Neuanfang: Aufklärung und Erweckung

Die erste Blütezeit ist schnell vorbei. Rationalismus und Aufklärung geben den Ton an. Der Toleranzgedanke verdrängt den missionarischen Enthusiasmus, aber am Ende des Jahrhunderts kommt es zu einem überraschenden Umschwung. In England wächst der Protest gegen die schamlose Ausbeutung der Kolonien. Sozial engagierte Kreise verbünden sich mit der Mission. Im Kampf gegen den Sklavenhandel feiern sie einen ersten Triumph. Die neue Devise heißt „tätiges Christentum“. Unter diesem Slogan verbinden sich philanthropischer Geist mit neupietistischem Revival. Die Bewegung greift von England auf den europäischen Kontinent und Nordamerika über. Es kommt zur Gründung zahlreicher neuer Missionsgesellschaften. Mission ist nicht mehr Sache kleiner „Konventikel“. Sie wird zum Anliegen breiter kirchlicher und humanistischer Kreise. Das „große Jahrhundert“ der Mission beginnt.

Zugleich beginnt die Diskussion über verschiedene Missionsmotive und -methoden. Neben das Bekehrungsmotiv treten neue Konzepte wie die Pflanzung der Kirche, die Christianisierung der Völker oder die Ausbreitung der westlichen Zivilisation. Die Methoden reichen von der klassischen Heidenpredigt bis zum Aufbau von Bildungseinrichtungen und Gesundheitsstationen. Im breiten Spektrum der Mission finden alle ihren Platz: Einzelkämpfer und Kirchenleute, Erweckte und Liberale, Konfessionalisten und Ökumeniker. Was sie alle verbindet, ist die unerschütterliche Überzeugung von der Überlegenheit des westlichen Christentums.

Die Krise: Ende des „christlichen Abendlandes“

Die Expansion fordert ihren Preis. Die Mission, die eigentlich nur „Reich-Gottes-Arbeit“ sein will, ist tief verstrickt in die „Händel der Welt“. Sie gerät in den Sog von kulturpropagandistischen und nationalistischen Interessen. Ihre viel beschworene Einheit und ihr hoher moralischer Anspruch zerbrechen im Krieg der „christlichen Völker“.

Auf den „Missionsfeldern“ entstehen eigenständige Kirchen. Sie weisen den Paternalismus der Mission und den Imperialismus des Westens in ihre Schranken. Sie beteiligen sich am Aufbau ihrer Nationen, sie bestimmen ihre Rolle innerhalb ihres kulturellen und religiösen Umfelds, sie beanspruchen ihre eigene Theologie und Kirchengestalt und höchst bemerkenswert: sie weisen die Mission nicht zurück, sondern machen sie zu ihrer eigenen Sache.

Mission heute: Gottes Mission kontextuell und ökumenisch

Das Evangelium braucht in jeder Situation seine eigene „Inkulturation“. Es artikuliert sich in vielen Sprachen. Nicht fremde Missionare, sondern die Christen vor Ort sind die glaubwürdigsten Zeugen. „Die Hauptverantwortung für die Wahrnehmung der missionarischen Aufgabe liegt bei der Ortskirche“, folgert die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes von 1984. Damit ist ein geographisches Verständnis von Mission endgültig überwunden. Jede Kirche bedarf der missionarischen Erneuerung, und jede Kirche ist

ihrem Wesen nach missionarisch. Die Zeit des einseitigen Lehrens ist vorbei. Alle können von einander lernen. Die von der westlichen Mission gebaute Einbahnstraße öffnet sich einem aufregenden Gegenverkehr. Mission in ökumenischer Geschwisterschaft, eine Globalisierung, in der die Identität und Würde aller geachtet wird.

Die missionarische Kraft des Christentums liegt heute in der südlichen Hemisphäre, in den Gemeinden und Kirchen, die aus der Mission erwachsen sind. Man kann nur staunen, was aus den kleinen Anfängen geworden ist. Die Mission ist aber keine menschliche Heldengeschichte. Schon die ersten Missionare wissen, dass nicht sie, sondern Gott allein Menschen zum Glauben rufen kann. Sie verstehen sich als die, die den Samen säen. Das Wachsen der Saat liegt nicht in ihren Händen.

Aber diese Einsicht geht immer wieder verloren. Die Mission erliegt der anmaßenden Versuchung, die Welt aus eigener Kraft verändern zu wollen. Sie missversteht die Aufforderung Jesu, seine Botschaft weiter zu sagen, als „Missionsbefehl“. Kein Wunder, dass sie oft einem militaristischen Geist verfällt. Sie entwirft Strategien und setzt sie mit allen Mitteln durch, die oft das Gegenteil von dem sind, was Jesus will. Kein Wunder, dass sie oft im Schielen auf den Erfolg in falsche Komplizenschaft gerät. Erst nach ihrem großen Scheitern in China setzt sich die Einsicht durch, dass Mission „Gottes Mission“ ist und nicht das Werk einzelner Erwecker oder der Kirche.

Diese theologische Einsicht macht die Mission bescheiden. Sie erkennt, dass wir nur Teilhaber an Gottes Geschichte sein können. Wir dürfen und sollen seine Heilsbotschaft überall verkündigen und in der Nachfolge Jesu leben, aber es hängt nicht von uns ab, wann das Reich Gottes kommt. Das befreit von falschem Eifer und Leistungsdruck. Gott hat seine eigene Geschichte mit den Menschen, auch mit denen, die nicht oder anders glauben. Unser Glaube und unsere Mission braucht den Glauben und die Mission anderer nicht zu verurteilen. Wahrheitsanspruch und Toleranz schließen einander nicht aus. Wir können dem anderen „in der Weise Jesu Christi“ begegnen. Das Urteil über uns überlassen wir getrost Gott. Er kann uns beide „missionieren“.

„Mission – um Gottes Willen und der Welt zuliebe“. Gott selbst wird Mensch zum Heil der Welt. Das ist das ganze Evangelium, das in der Vielschichtigkeit des Lebens und in der Mannigfaltigkeit der jeweils situations- und zeitgemäßen Formen entfaltet werden will. Wo immer das geschieht, geschieht Mission, in Predigt und Auslegung biblischer Texte, im selbstlosen Dienst und Einsatz für Gerechtigkeit, im Eintreten für Menschenrechte und die Bewahrung der Schöpfung, in der Gemeinschaft mit christlichen Geschwistern und Andersgläubigen. Sie geschieht der Welt und uns zuliebe, denn ohne eine solche Mission ist die Welt um vieles ärmer. Sie hat aber zu geschehen im Verweis auf den, in dem allein Mission gegründet und begründet ist. Mission bleibt nur christliche Mission, wenn sie zur Frage nach Gott, dem Vater Jesu Christi, hinführt. Das bleibt ihr unverwechselbarer Auftrag.

Pfarrer i.R. Dr. Joachim Wietzke war Grundsatzreferent im Evangelischen Missionswerk in Deutschland und zuletzt Direktor des Nordelbischen Missionszentrums, Hamburg.

Aus: Studentexte – Reportagen – Hintergründe (Materialheft 1), S. 6-8, Hamburg 2008